

**AM
HIMMEL
GIBT
ES
CO
COLA**



ROMAN

Übersetzt von
Rainer Schmidt

Christina Nichol

mare

Christina Nichol

**IM HIMMEL
GIBT ES
COCA-COLA**

Aus dem Amerikanischen
von Rainer Schmidt

mare

Christina Nichol

Im Himmel gibt es Coca-Cola

Roman

OT: *Waiting for the Electricity*

Aus dem Amerikanischen von Rainer Schmidt

448 Seiten, gebunden

mit Schutzumschlag und Lesebändchen

€ 22,- [D]

ISBN 978-3-86648-234-0

Erscheint am 9. Februar 2016

Inhalt

Ein Gespräch mit Christina Nichol 5

Stimmen aus den USA 11

Leseprobe: 1. Kapitel 13

»Einen gewissen Hang zum Theatralischen kann man den Georgiern wohl nicht absprechen«

Ein Gespräch mit Christina Nichol

Ihr Roman und sein Protagonist, der georgische Anwalt Slims Achmed, bewegen sich im Spannungsfeld zweier sehr gegensätzlicher Schauplätze: Georgien und Kalifornien. Sie haben selbst längere Zeit in Georgien gelebt, wie kam es dazu?

Als Kind habe ich die Sowjetunion zusammen mit meinem Großvater besucht. In den Achtzigern organisierte er Treffen zwischen Amerikanern und Russen auf einem sogenannten Peace-Boot auf der Wolga. Während dieser Besuche ist meine Liebe zu Russland entflammt. Die Russen, die auf das Schiff kamen, gehörten der Crème de la Crème des Sowjet-Establishments an – es waren Schachweltmeister, Kosmonauten, Mark-Twain-Imitatoren, Rockmusiker. Die Amerikaner waren zum größten Teil einfach alte Pazifisten. Als die Sowjetunion auseinanderbrach, fuhr ich wiederholt hin, um zu beobachten, wie der Kommunismus sich in eine mafiöse Form von Kapitalismus verwandelte. Ich bin dann für einen Sommer in Kirgisistan gestrandet und habe mich danach bei einer Stiftung beworben, um nach Zentralasien zurückkehren zu können. Dort sagte man mir: »Tja, nach Kirgisistan können wir Sie nicht schicken, aber Sie könnten nach Armenien, in die Mongolei oder nach Georgien gehen. Sie müssten sich allerdings bis morgen entscheiden.« Als ich in Russland war, hatte ich bei georgischen Schwerttänzen zugesehen, und ich fand es unglaublich, wie die Kämpfer

ihre Schwerter dazu brachten, Funken zu versprühen, deshalb entschied ich mich für Georgien. Ich blieb zunächst ein Jahr lang dort, und dann bin ich immer mal wieder für eine Weile zurückgekehrt.

Was würden Sie heute als die auffälligsten Unterschiede zwischen Georgien und Kalifornien bezeichnen?

Fragen Sie lieber nach den Gemeinsamkeiten. Ein frappierender Unterschied ist auf jeden Fall der Geräuschpegel draußen auf der Straße. In Georgien ist es extrem laut, auf eine Shakespeare'sche Art – es ist, als ob die Menschen die ganze Zeit auf der Bühne stehen und schreien müssen, damit die Darsteller auf dem Balkon darüber sie verstehen. Kalifornien ist ruhiger. Außerdem trinkt man hier seinen Wein für sich allein. In Georgien stürzt man ihn immer gemeinsam herunter.

Slims Achmed sehnt sich zwar nach Amerika, gleichzeitig ist er aber stolzer Georgier. Meinen Sie, dass es in Georgien ein besonders ausgeprägtes Nationalbewusstsein gibt? Oder ist das nur ein Vorurteil?

In den späten Neunzigern, als ich dort lebte, erholte man sich in Georgien gerade von der Zeit der Unterdrückung durch Russland. Die Georgier suchten nach einer neuen Identität, aber es ging nicht unbedingt darum, sich eine westliche Kultur anzueignen. Stattdessen orientierten sie sich an ihrer eigenen Kultur aus dem 12. Jahrhundert, die Zeit, in der Georgien seine größte geografische Ausdehnung erlebte. Diese Epoche betrachteten sie als ihre nobelste und ritterlichste Zeit, ihre goldene Ära. Als ich dort war, hatten viele der Männer einen sogenannten Robin-Hood-Komplex – sie hielten Züge an und raubten andere Männer aus,

um ihre Beute dann an Frauen zu verschenken. Mit Sicherheit haben sie diese Identität gegenüber einer Fremden wie mir noch stärker ausgelebt. Einmal besuchte ich einen georgischen Freund in der Hauptstadt Tbilissi, und er bestand darauf, mir ein Schwert zu kaufen. Wir spazierten die Straße entlang, ich hielt das Schwert in meiner Hand, und jeder, der uns sah, applaudierte. Dann kamen wir in seiner Wohnung im zwölften Stock an, und er begann, mit meinem Schwert Kartoffeln zu schneiden. Ich wurde etwas nervös, erst recht, als ich bemerkte, dass es in dieser Wohnung nur ein Bett gab und auch nur eine Decke. Wo würde ich schlafen? Das hat er wohl bemerkt, denn er nahm das Schwert und warf es in die Mitte des Bettes – mit den Worten: »Wenn ich diese Grenze überschreite, darfst du mich morgen früh damit erschlagen.« Keine Ahnung, ob er sich einem georgischen Mädchen gegenüber auch so verhalten hätte. Wahrscheinlich hätte sie ihn früher durchschaut. Wie auch immer, ein gewisses Pathos, einen Hang zum Theatralischen kann man den Georgiern wohl nicht absprechen.

Slims Achmed will sein Land verändern, ihm neue Chancen, Effektivität, Strom, kurzum: den amerikanischen Traum beschieren. Er hofft dabei auf Unterstützung aus den Vereinigten Staaten. Warum richtet er seine Briefe ausgerechnet an Hillary Clinton?

Um das vorwegzunehmen: Er begann, schon lange bevor Hillary für die Präsidentschaft kandidierte, diese Briefe zu schreiben. Zu dieser Zeit hatten die Clintons gerade das Weiße Haus verlassen. In Georgien ist man überzeugt, dass es die Frauen sind, die zu Hause das Sagen haben. Außerdem glaubte man in Georgien, dass man es nur schaffen muss, einen Politiker zu duzen, um etwas in Gang bringen zu kön-

nen. Mit diesen Briefen wollte ich die Stimme imitieren, mit der die unglückseligen Drittwelt- bzw. Entwicklungsländer sich an Nationen richten, die sie für mächtiger halten als sich selbst. Russland war der Feind Georgiens, und es war auch einmal der Feind Amerikas, also nahmen die Georgier an, nun würde Amerika ihnen weiterhelfen. Ironischerweise hat Hillary ein paar Jahre später als Außenministerin Georgien tatsächlich einen Besuch abgestattet.

Ist es Ihnen eigentlich schwergefallen, den Roman aus der Sicht eines durch und durch georgischen Mannes zu schreiben?

Nein, eines Tages erklang einfach seine Stimme in meinem Kopf: »Ich heiße Slims Achmed und lebe im 12. Jahrhundert.« Sobald dieser Satz existierte, war auch die Perspektive des Romans klar. Von da an saß ein kleiner Mann auf meiner Schulter und gab unablässig Kommentare zur amerikanischen Kultur ab. Und schließlich hat er angefangen, sie aufzuschreiben. Es gab eine Zeit, da hat mein Mitbewohner den Tisch für Slims mitgedeckt und sich jeden Tag erkundigt, wie es ihm geht. Als Slims eine schwere Zeit in Kalifornien durchmachte, erzählte mein Mitbewohner seiner Mutter am Telefon, wir hätten Besuch aus Georgien und dem ginge es grad nicht besonders gut. Seine Mutter sagte, sie würde mit ihrer Kirchengemeinde für ihn beten. Und tatsächlich wurde Slims' Leben danach ein wenig leichter.

War es vielleicht sogar eine Befreiung für Sie, dass diese Figur sich so sehr von Ihnen selbst unterscheidet?

Ja, bestimmt. Nur Leute, die mich nicht so gut kennen, fragen mich: »Wie hast du es nur fertiggebracht, aus der Sicht eines georgischen Mannes zu schreiben?« Meine Freunde sa-

gen: »Der Typ ist genau wie du.« Nachdem ich so lange über ihn geschrieben und seine Stimme verinnerlicht habe, bin aber möglicherweise *ich* es, die *ihm* immer ähnlicher geworden ist. So oder so habe ich es definitiv als befreiend empfunden, aus einer männlichen Perspektive zu schreiben.

Die Presse lobt Ihr komisches Talent, Ihre »unglaubliche Originalität« und Ihre »satirische Ausgelassenheit«. War es Ihre Absicht, komisch zu sein?

Auf eine Weise hat mir Slims beigebracht, komisch zu sein. Humor funktioniert als eine Art Ventil, um den alltäglichen Druck im Leben loszuwerden. Und wahrscheinlich entsteht die humoristische Perspektive auch aus einer Distanz heraus, wenn man in vielen unterschiedlichen Ländern gelebt hat und versucht, persönliche Dramen nicht so ernst zu nehmen. Ich bin allerdings nicht ganz sicher, ob das eine gesunde Einstellung ist oder nicht.

Hatten Sie keine Angst, dass Ihre Leser sich über die seltsamen Ausdrucks- und Verhaltensweisen Ihres Protagonisten lustig machen könnten? Dass Sie Ihre georgischen Freunde mit diesem Roman verraten?

Komik ist für mich genau das richtige Mittel, um Macht infrage zu stellen. Man bedient sich einer Regel, um sie zu brechen. Genau das beherrschen die Georgier schon lange, auf diese Weise haben sie es geschafft, bei Verstand zu bleiben – sie stellen ihr Leid auf den Kopf, drehen Dinge, die sie nicht kontrollieren können, einfach um. Manche hängen sogar Bilder falsch herum an die Wand, um sich an dieses Lebensmotto zu erinnern.

Entscheidend ist es für mich allerdings schon, regelmäßig hinzufahren. Ansonsten würde ich mich wohl fragen,

ob es wirklich wahr sein kann, dass so ein verrücktes Land überhaupt existiert. Wenn ich hinfahre, stelle ich jedes Mal erneut fest, dass Georgien sogar noch seltsamer ist, als ich es dargestellt habe. In der Zeit der Sowjetunion war es eine der reichsten Republiken, weil es nur hier warm genug war, um Trauben, Mandarinen und Rosen anzubauen. Ein Bauer konnte seinen Koffer mit Rosen füllen, sich in einen subventionierten Flieger nach Moskau setzen und seine Blumen dort an der Eislaufbahn für einen Rubel pro Stück verkaufen. Von ihren Einnahmen konnten die Leute riesige Häuser bauen und ihre restliche Zeit damit verbringen, zu singen und zu tanzen, Gedichte auswendig zu lernen und Trinksprüche auszubringen. Eigentlich war es das ideale Land für mich. Die Kunst stand über allem anderen. Aber genau deshalb hat es wahrscheinlich auch nie ganz funktioniert, leider.

Einige meiner georgischen Freunde haben sich regelrecht geehrt gefühlt, als sie meinen Roman schließlich gelesen haben. Sie sagten: »Du hast unseren Geist eingefangen.« Ich kann mir vorstellen, dass nicht wenige Leser meinen Roman für absurd halten. Aber Leser, die selbst einmal in Georgien gelebt haben, sagen mir: »Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen.«

»Eine absolute Meisterleistung in literarischer Bauchredkunst«

Stimmen aus den USA

»Grandios. Ich kann mich an keinen einzigen zeitgenössischen amerikanischen Roman erinnern, der auch nur annähernd so lustig ist.« *Norman Rush*

»Liebenswert und von sehr trockenem Humor.«
The Wall Street Journal

»Debütautorin Christina Nichol spießt mit ihrer überall ins Schwarze treffenden Satire die frühere Sowjetunion genauso auf wie den amerikanischen Traum.«
New York Post

»Unfassbar komisch.« *National Geographic*

»Wie Kingsley Amis mit einem sozialen Gewissen ... Christina Nichol verfügt über ein feines Gespür für den Irrwitz eines globalisierten Englisch und ein scharfes Bewusstsein für die alltäglichen Demütigungen der Menschen im postsowjetischen Georgien. Das Ergebnis ist eine perfekte schwarze Komödie und einer der stärksten Romane, die bisher zum Thema Globalisierung geschrieben wurden.« *Marco Roth*

»Das originellste und zauberhafteste Debüt seit
Zähne zeigen von Zadie Smith.«
Kelsey Osgood, *Rumpus Magazine*

»Dieses Buch ist nicht einfach nur ein intelligenter,
lustiger, anrührender Roman, sondern eine absolute
Meisterleistung in literarischer Bauchredkunst und ein
willkommenes Gegengift gegen den Provinzialismus
in der amerikanischen Gegenwartsliteratur.«
David Leavitt

»Ein satter kultureller Kommentar voller satirischer
Höhenflüge.« *Booklist*

»In einer Zeit, in der narzisstische Romane vom Stapel
gelassen werden wie Klassenarbeiten, ist dieser Roman
eine wohltuende Abwechslung: ein sauber recherchiertes,
gewichtiges Buch voller Humor, das kein Herz ungerührt
lassen kann.« *The Huffington Post*

Ausgezeichnet mit dem **California Book Award for Best
Debut Fiction** und als **Wall Street Journal Best Fiction
Book 2014**

1 Eine Flutwelle von Frauen, groß und vollbusig, in lange schwarze Kleider gehüllt, wälzte sich schwerfällig zum Meer hinunter.

Obacht! Geht ihnen aus dem Weg.

Die Horde dieser drallen Frauen kam die Hänge herab wie eine Invasionsarmee. In den Minibussen knackten sie Sonnenblumenkerne zwischen den Zähnen und blickten dabei starr geradeaus, interessiert nur an der Sonne und an der Verheißung der See. Am Strand würden alle diese Frauen sonnenbaden. Manche standen dann, ein *piroschok* in der einen Hand, ein Bier in der anderen, bis an die Schenkel im Wasser und riefen dem kleinen Schako zu, er solle nicht so weit hinausschwimmen. Die aus den Dörfern badeten noch immer in ihren Kleidern, die dann in den Falten an ihren Körpern kleben blieben.

Die Luft war heiß. Die Luft war trunken. Die Luft war vergoren zu Sommer, zu einem ernsthaften und entschlossenen Sommer. Es war der 19. August, der letzte Tag der Saison, auch bekannt als Tag der Wende, und alle versuchten, ihren Körper noch zu schwärzen, bevor das Wetter umschlug. Armenier, Aseri, Georgier, sogar Russen wuchteten sich auf den Sommer, den hohen, späten Sommer, und der Sommer ächzte wie ein überladener Tisch.

Im Anfang, als Gott das Land unter allen Völkern verteil-

te, verpassten wir Georgier die Sitzung. Am nächsten Morgen sahen wir uns um und erkannten, dass wir heimatlos waren. »He!«, schrien wir zu Gott. »Was ist mit *unserem* Land?«

»Wo wart ihr denn gestern Abend?«, fragte Er. »Ihr habt die Sitzung verpasst. Ich habe alles Land weggegeben.«

»Wir haben was getrunken!«, riefen wir. »Wir haben auf deinen Namen angestoßen!«

Darüber freute Gott sich so, dass Er uns alles Land gab, das Er für sich selbst aufgehoben hatte. Deshalb sollen wir uns entspannen und Gottes schöne Erde genießen.

Die Armenier sagen: »Wir haben die Sitzung auch verpasst, und uns hat Er nur die *Steine* gegeben, die Er für sich aufgehoben hatte.« Deshalb ist ihr Land übersät von Steinen, und deshalb machen sie sich jetzt auch an unserem Strand breit.

Wir haben jahrtausendlang auf Gottes Land gelebt und seine Schönheit und Fülle genossen, und immer hielten wir eine Hacke in der Hand, um die Wunder Seiner heiligen Erde zu säen und zu ernten. Aber wegen unserer Nachbarn hielten wir in der anderen Hand ein Gewehr.

Eines Tages kam Gott, um nachzusehen, wie es allen ging. Er besuchte jedes Land in der Nachbarschaft. Als Erstes kam Er nach Armenien und fragte: »Wie geht es euch? Gefällt euch alles? Schlaft ihr gut? Keine Klagen?«

Die Armenier sagten: »Alles ist gut. Wir haben ein feines Leben auf den Steinen, die du uns gegeben hast.«

Gott sagte: »Es freut mich, dass es euch so gut geht. Ja, es bereitet mir so gute Laune, dass ich euch einen Wunsch erfüllen werde, was immer es ist.«

»Na ja«, antworteten die Armenier, »wie gesagt, wir sind zufrieden. Aber ...« Dann machten sie eine Pause und fin-

gen an, sehr demonstrativ nachzudenken und sich dabei mit dem Finger an die Schläfe zu klopfen. »Wenn wir uns *wirklich* etwas einfallen lassen sollen, dann würden wir uns wünschen, dass du Aserbajdschan vernichtest. Diese Typen versuchen dauernd, uns unseren See zu klauen.«

Also ging Gott zu den Nachbarn nach Aserbajdschan, um zu sehen, wie sie zurechtkamen. »Hallo!«, rief Er. Die Aseri hatten alle Hände voll damit zu tun, mit ihren Booten auf dem Kaspischen Meer herumzufahren, zu fischen und den ganzen Kaviar aufzuessen. »Wie geht's euch da unten?«

»Es geht. Gott sei gepriesen.«

»Na, und was wünscht ihr euch?«

»Wir wären dir wirklich dankbar, wenn du die Armenier dezimieren könntest. Als Nachbarn sind sie wirklich lästig. Sie versuchen immer, eins von unseren Weizenfeldern zu annektieren.«

Dann kam Gott nach Georgien.

»Der Sieg sei dein! *Gaumardschos!*«, riefen wir, als wir Ihn sahen, und streckten unsere weingefüllten Widderhörner in die Höhe. »Wir küssen dich!« Wir waren bereits sehr glücklich über Seine Großzügigkeit, und als Er uns fragte, was wir uns wünschten, sagten wir, wir brauchten weiter nichts. »Wir bitten um nichts«, riefen wir. »Es reicht, wenn du Armenien und Aserbajdschan ihre Wünsche erfüllst.«

So geht die Geschichte.

Man sagt, um die Geschichten in unserem Herzen lebendig zu erhalten, müssen wir sie einander weiter erzählen, denn wenn man Geschichten nur hört, aber nicht weiter erzählt, wird man wie der Mann, der nur Trauben pflückt, die Reben aber nicht beschneidet, wie einer, der erntet, aber nicht sät. Dann kann es sein, dass man erstarrt und leicht in die Irre zu führen ist. Wenn es in den alten Zeiten so weit

war, dass ein Junge seine Geschichte erzählen sollte und er nicht wusste, wie er anfangen sollte, wenn sein Mund nicht funktionierte, als wäre er voller Steine, dann sagten die Ältesten, die um das Feuer saßen: »Du muss so anfangen: Es war einmal. Es war einmal. Es war keinmal.« So fängt jede Geschichte an. Es bedeutet, dass etwas, das einmal wahr war und vielleicht sogar ein zweites Mal wahr war, nicht unbedingt auch beim dritten Mal wahr ist.

In Georgien war es einmal wahr, dass wir nur ein Leben haben und es deshalb nicht mit dem Streben nach materiellen Gütern verschwenden sollen. Es war außerdem wahr, dass wir im Paradies lebten. Aber es erforderte Hartnäckigkeit, sich jeden Tag daran zu erinnern, dass wir im Paradies lebten. Wir haben hier Tanz, Liebe, Wein, Sonne, eine uralte Kultur und Schönheit. Aber kein Geld. Deshalb sind wir ein bisschen aus der Mode gekommen, denn heutzutage regiert Geld die Welt.

Daher habe ich beschlossen, die Geschichte meines Landes weiterzuerzählen, um inmitten von Lebensbedingungen, die extrem schwierig geworden sind, ein bisschen Hoffnung in unseren Herzen lebendig zu erhalten.

Hauptsächlich aus diesem Grund war ich gerade dabei, den folgenden Brief in englischer Sprache aufzusetzen:

19. August 2002

Sehr geehrte Frau Clinton,

mein Name ist Slims Achmed Makaschwili, und ich komme aus der Kleinstadt Batumi am Schwarzen Meer. Es ist eine sehr kleine Stadt. Man kann sagen, sie ist schön und sonnig. Für mich ist es die Stadt.

Aber dann kamen mir Bedenken: Was wäre, wenn Hillary noch nie von Batumi gehört hätte? Ich wollte nicht, dass sie sich unwissend vorkam, auch wenn sie eigentlich von uns gehört haben *sollte*, denn Inga Tscharchalaschwili und Maia Lomineischwili – zwei berühmte Georgierinnen – haben mit großem Erfolg an der Internationalen Schachmeisterschaft in Batumi teilgenommen.

Ich schrieb also weiter:

Batumi ist eine Kleinstadt, von der nicht viele Leute wissen. Das weiß ich, denn ich habe Batumi im Internet gesucht, und dort war nur ein Bild von der Palme zu finden. Der Tourist hat geschrieben: »Die Stadt sieht aus wie abblätternde Farbe.« Das liegt daran, dass wir uns in einer Neubauphase befinden. Der örtliche Diktator reißt die alten Gebäude ab und lässt viele Rasenflächen anlegen, weil sich niemand mit einer Pistole hinter einem Rasen verstecken kann. Dazu kommt, dass die geistlichen Führer Meditationshütten aus dem 12. Jahrhundert bauen. Wir machen Fortschritte im zivilen und im religiösen Bereich. Wir haben sogar eine Bank. Es ist eine glänzende und moderne Bank, aber es ist kein Geld mehr darin. Die neuen Zertifizierungsanforderungen von 1998 haben die Zahl der Banken von 200 auf 43 verringert.

Ich glaube wirklich, wir brauchen ein bisschen Hilfe hier drüben auf dem Land, vor allem ich! Besonders weil Georgien ein christliches Land ist, und es ist schwierig, in einem christlichen Land einen muslimischen Namen zu tragen! Mit einem georgischeren Namen wie zum Beispiel Dawito, Dato, Temuri oder Toto könnte ich eine höhere Position in der Verwaltung kriegen.

Aber jetzt komme ich zu einer wichtigeren Informati-

on. Ich will Ihnen erklären, wieso Batumi ein natürlicher Hafen ist. Der Hafen liegt am Ende der Eisenbahn aus Baku und wird hauptsächlich für Erdölprodukte benutzt. Unsere Stadt rühmt sich, acht Liegeplätze zu haben, und zwar mit einer Gesamtkapazität von 100000 Tonnen all-gemeiner Ladung, 800000 Tonnen Schüttgut und sechs Millionen Tonnen an Öl- und Gasprodukten. Zu den technischen Anlagen gehören Portalkräne und Kranbrücken für das Verladen von Containern auf Güterwagen. Wie Sie sehen, bietet Batumi Ihnen und Ihrem Land großartige Geschäftschancen!

Aber dann dachte ich noch einmal darüber nach, was ich geschrieben hatte. Schließlich töteten die Erdölprodukte alle Fische.

Ich lehnte mich auf dem Kaffeehausstuhl zurück und schaute auf das Meer hinaus. Die philippinischen und türkischen Frachter am Horizont, die auf den Hafen zusteuerten, atmeten in Zeitlupe eine kalkähnliche Substanz aus. Alle andern waren immer noch auf dem Weg zum Strand.

Am Tag der Wende beginnt sich alles zu ändern. Es ist der Tag, an dem das Meer anfängt, langsam abzukühlen. Sogar der Wetterbericht sagte fallende Temperaturen voraus. Im Morgenfernsehen hatte *Nachrichten Nostalgie* uns in Erinnerung gerufen, was ein Jahrzehnt zuvor am 19. August passiert war, und uns alte Filmaufnahmen gezeigt, in denen Boris Jelzin einem Panzer brüllend befahl, sich vom Moskauer Weißen Haus zurückzuziehen. Jener 19. August war der Tag des gescheiterten Staatsstreichs in Russland, der Tag, von dem unsere Alten mit einer von Nostalgie und Vorwurf schweren Stimme sagen: »Unser Land wechselte von Rot zu Schwarz.«

Buchstäblich Schwarz. Wir hatten seit elf Jahren keine zuverlässige Stromversorgung mehr gehabt. Und in den letzten acht Tagen hatten wir überhaupt keinen Strom mehr gehabt. Den ganzen Sommer über war die Versorgung sporadisch gewesen, und im Treppenhaus hatte das Licht nur unregelmäßig geflackert. Die Regierung erklärte, der Staudamm verfüge nicht über genug Wasser für die Turbinen, aber als wir sahen, dass der Stausee seinen höchstmöglichen Pegelstand erreicht hatte, fiel uns auf, dass das, was wir hier – wie überall – mit eigenen Augen sahen, das genaue Gegenteil dessen war, was die Regierung erklärte.

Ich nahm den Stift wieder in die Hand und sah mich im Café um, ob vielleicht jemand da war, den ich kannte. Ich wusste, ich musste unauffällig schreiben, denn normalerweise schiebt kein Mensch im Café. Man rezitiert nur laut Gedichte oder trinkt Eiskaffee und beschwert sich über seine Schwiegermutter.

Ein Dschungel von Weinranken schlang sich um die Spaliere und die leer stehenden Gebäude am Boulevard – ein Verkehrsstau aus Pflanzenwuchs, grüne Wellen, die wie eine Brandung auf den Gehweg prasselten. Dazwischen bahnten Fußgänger sich einen Weg zum Strand. Ich pflückte ein großes Blatt mit dickem Stiel und benutzte es als Sonnenschirm.

Einmal habe ich einen Brief an Pink Floyd geschrieben, aber sie haben nie geantwortet. Mein bester Freund Malchasi sagte, mein Brief sei wahrscheinlich in einem Papierkorb in Warwick gelandet. Mit meinem Brief an Hillary würde es hoffentlich besser laufen. In Georgien haben die Frauen zu Hause die Macht. Ich nahm an, in Amerika ist es genauso.

Ein paar Wochen zuvor hatte ich im Seerechtsministerium, wo ich arbeite, ein Fax bekommen. Genau genommen

war es nicht an mich adressiert, sondern an den Ersten Stellvertretenden Minister für Seerecht. Es war ein Antrag auf die Teilnahme an einem Wettbewerb mit dem Titel »Mittelständische Unternehmensprojekte für ehemalige Sowjetrepubliken zur Gewährleistung von Demokratie und Sicherheit in einer Welt nach 9/11« unter der Schirmherrschaft von Hillary Clinton. Der Gewinner sollte nach Amerika reisen und an einer Unternehmenstagung teilnehmen, die sich mit den »Herausforderungen und Chancen des Projektmanagements in den Entwicklungsländern« beschäftigen würde. Normalerweise erhielten nur der örtliche Diktator, seine Familie und seine engsten Freunde jemals eine solche Gelegenheit. Diesmal aber war die Sache in unserem Faxgerät gelandet.

Das Fax war wie eine Sternschnuppe, die ich aufgelesen und in die Tasche gesteckt hatte. Und dann setzte es meine Hose in Brand. Um genau zu sein, war es meine Packung Scherzzigaretten, die meine Hose in Brand setzte. Aber das kleine Loch, das sie hineinbrannten, weckte ein Gefühl von Dringlichkeit und erinnerte mich an das Fax und daran, dass es bei dem Wettbewerb einen Abgabetermin gab, auch wenn der 7. Januar noch ziemlich weit entfernt zu sein schien.

Ich hatte die letzte Woche in meinem Dorf in der Bergregion nordöstlich der Stadt bei der Haselnussernte verbracht. Um die Wahrheit zu sagen, ich hasse diese Art von Arbeit. Wenn wir auf den Getreidefeldern arbeiten, können wir jedoch wenigstens dieses alte Lied singen:

*Kommt her, ihr alle, und schaut meine Sense,
Schaut und seht, wie schön sie ist.
Sie ist gemacht aus gutem Stahl.*

*Kommt, ihr Arbeiter aus den Bergen,
Und segnet, die das Korn gepflanzt.*

Aber singen wir Lieder über Nüsse? Nein, denn wir hassen Nüsse. Tatsächlich sangen wir »Scheiße! Scheiße!«, als wir die Nüsse von den Bäumen schüttelten.

Manche sagen, die Leute in unserem Dorf sind faul und wir ziehen Odessa-Trauben, weil man aus Odessa-Trauben zwar keinen besonders guten Wein machen kann, sie aber leicht zu ziehen sind und wir sie nicht irgendwie speziell düngen müssen. Manche Leute sagen auch, wir ziehen gern große Gemüsesorten wie zum Beispiel Kürbisse, denn dann brauchen wir nur einen Kürbis zu pflücken und können lange davon essen. Das ist natürlich scherzhaft gemeint, aber es stimmt, dass wir nicht wie die Türken sind, die dauernd arbeiten. Die Türken schauen uns an und sagen: »Ihr habt ein so großes Haus, aber ihr arbeitet nicht viel. Wie kann das sein?« Wir sagen ihnen, das nennt man das Große Georgische Geheimnis. Sogar die Türken möchten wissen, was hinter diesem Geheimnis steckt. Aber ich kann nicht erklären, was es ist. Vielleicht ist es ein Geschenk Gottes.

Die Leute in Dgwari allerdings, dem Dorf auf der anderen Seite unseres Berges, sind richtige Workaholics. Sie pflanzen alles – Veilchen, Steine. Kürzlich haben sie so hart gearbeitet, dass sie alle Bäume an den Berghängen abgeholzt haben. Aber dann hat die Erde ihren Halt verloren, der Berg fing an zu bröckeln, und ihre Häuser rutschten ins Tal. Die Leute mussten in tiefer gelegenes Gelände ziehen, in die stillgelegte Teeverarbeitungsfabrik. »Siehst du, was passiert, wenn man zu hart arbeitet?«, warnte mein Großvater mich. »Die Berge kommen ins Rutschen, und du verlierst deinen Platz auf ihnen. In der Sowjetunion war das besser«, sagte er und

zeigte auf seine Götter, Stalin und Lenin, die auf seine Brust tätowiert waren.

Mein Großvater sagte immer, zu Sowjetzeiten war alles besser. Das Grün war grüner, und das Rot war roter. Er sagt, das Mineralwasser im ältesten Café von Tbilissi schmeckte süßer, und die Frauen, die dort arbeiteten, konnten zwölf Gäste gleichzeitig bedienen und dabei noch den *kartuli* tanzen. Damals hatten wir Theater und Bibliotheken, und jedes Dorf hatte sein eigenes Parlament. Wir lieferten Baumwollschlafanzüge an die ganze Sowjetarmee und hatten eine eigene Zahnbürstenfabrik. Die Urlaubsstrände hatten stets magnetischen Sand von hoher Qualität. Heute hat der Sand seine magnetischen Eigenschaften restlos verloren.

Für meinen Großvater war es zu Sowjetzeiten *offensichtlich* besser. Wir waren damals die reichste Republik, ein Land von Aristokraten, und die Menschen arbeiteten in so wichtigen Stellungen, dass sie Uniformen tragen mussten. Georgien belieferte die gesamte Sowjetunion mit Mandarinen! Tee! Wein! Rosen! von so hoher Qualität, dass sie mit Ausrufungszeichen versehen werden mussten. Mein Großvater konnte zwei Koffer mit Rosen füllen, die er bei uns im Dorf züchtete, über das Wochenende einen subventionierten Flug nach Moskau nehmen und seine Rosen dort für einen Rubel das Stück an die verliebten Paare an der Schlittschuhbahn verkaufen.

Aber jetzt kauft Russland unsere Rosen nicht mehr, und deshalb saßen wir mitten auf einem Haufen Nüsse wie die Arbeiter in einer türkischen Fabrik, und meine Hände waren wund vom Schälen. Wir hatten fünfhundert Kilo Haselnüsse von den Bäumen gesammelt. Diese Nüsse hatten drei Jahre lang die Gebühren für mein Studium an der Universität und unsere Wohnung in Batumi bezahlt. Ich hoffte, die-

ses Jahr würden sie dafür bezahlen, dass ich das Land verlassen konnte.

In unserem Dorf ist die Luft so klar, dass man kein Telefon braucht. Die Stimme kann mühelos hindurchschlüpfen, sodass jeder über alles Bescheid weiß, und man muss sehr leise sprechen, wenn man nicht belauscht werden will. Als ich Marika, einem Mädchen am anderen Ende des Dorfes, leise zurief, sie solle einen Cocktail für mich und sich selbst machen, da hörte es ihre Mutter. Marika beklagte sich von ihrem Balkon aus bei mir: »Slims Achmed! Meine Mutter sagt, ich hätte einen ganzen Liter Wodka genommen, um unseren Cocktail zu machen, aber es war nur ein kleines Glas.« Ihre Mutter schrie aus dem Obstgarten zurück: »Ich habe nichts dergleichen gesagt. Sie sucht nur eine Ausrede, um zum Strand hinunterzulaufen, statt mir zu helfen, die Pflaumensauce in Flaschen zu füllen!«

Auf diesem Wege, durch die kristallklare Luft, hörten wir auch das Gerücht, das der Eismann über sein Megafon verbreitete: dass die Haselnüsse in diesem Jahr an Wert verloren hätten. Einen Lari pro Kilo. Oder ein Kilo Nüsse für ein Hörnchen Eis. Die Haselnussernte war *kaputt*.

Wegen dieser Nachricht hatten alle im Bus auf der Rückfahrt nach Batumi schrecklich schlechte Laune. Sogar die Busfahrer stritten sich, welcher Minibus als nächster abfahren dürfte. »Du kommst nach *mir*«, sagte einer.

»Deine Mutter!«, antwortete ein anderer. Ihre Geduld schwand dahin wie die Hitze, und sie fingen an, sich gegenseitig mit den Schirmen zu bedrohen, mit denen sie sich vor der Sonne schützten. Noch ein Mann mischte sich ein. »Fickt euch doch alle. Habt ihr die Schreierei nicht langsam satt?«

Ein Dummkopf fragte mich, ob er sich neben mich setzen

dürfe. »Ja«, sagte ich, »ich glaube, *alle* Sitze in diesem Bus fahren nach Batumi.«

Eine Frau mit einem Wasserball stieg ein, aber als sie den Fahrer sah, rief sie: »Uff! Ich hasse Ihre Fahrweise«, und stieg wieder aus.

»Halte bei dem großen Baum da!«, rief ein Fahrgast.

»Bei welchem großen Baum? Hier sind nur große Bäume«, maulte der Fahrer.

»Was bist du für ein Esel? Du siehst den großen Baum nicht?«

Als wir den letzten Berghang nach Batumi hinunterfahren, war ich schon sehr gereizt. Ich musste eine andere Möglichkeit finden, viertausend Dollar für ein Visum aufzutreiben. Das war die Frage, es war immer die Frage, die philosophische Leitfrage für die Betrunkenen auf dem Gehweg. Und danach fragten sie: »Was ist der Sinn des Lebens, und wer hat Schuld?«

Natürlich war die Frage, wie ich viertausend Dollar für ein Visum auftreiben sollte, nicht ganz von dem gleichen philosophischen Kaliber wie die Fragen unserer antiken Philosophen. Niemand wusste, warum genau viertausend Dollar für ein Visum erforderlich waren. Man wusste nur, dass jeder, der es geschafft hatte, Georgien zu verlassen, mindestens so viel gehabt hatte. Ich kannte aber nur einen, der aus Georgien hinausgekommen war: Mein Freund Wang ging nach Amerika und überzog die Frist seines Touristenvisums. Jetzt arbeitet er bei einer Firma in Detroit als Betongießer.

Väter, die es mit Skepsis sahen, dass bei ihren Söhnen die philosophische Frage aufkam, wie man viertausend Dollar auftreibt, waren in letzter Zeit dazu übergegangen, ihnen zu sagen: »Es ist Sünde, allein zu trinken und philosophisch zu

werden. Ihr solltet lieber lernen, zu trinken, um die Gemeinschaft mit anderen zu feiern. Sonst werdet ihr allzu intellektuell. Wir sind nicht wie die Leute im Westen, die sich in metaphysischen Abstraktionen verlieren.« Aber nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion war mein Vater nicht da, um mich vor den Gefahren einer allzu großen Intellektualität und allzu vieler philosophischer Fragen zu warnen. Die georgische Unabhängigkeit war mit der unmittelbaren Tragödie seines Todes zusammengefallen. Er starb am Steuer eines Minibusses in der Nähe der abchasischen Grenze. Ein paar ausgehungerte abchasische Soldaten erschossen ihn durch die Windschutzscheibe, als sie die Münzen sahen, die er von seinen Fahrgästen bekommen hatte und die an einem Magneten am Armaturenbrett klebten – insgesamt achtundzwanzig Lari, ungefähr vierzehn Dollar. Die Soldaten behaupteten, sie hätten vergessen, wie Geld aussehe, und bei dem Anblick seien sie durchgedreht.

Nach der Beerdigung fing mein Freund Malchasi an, auf der Straße zu trinken. Mein kleiner Bruder Suka fand Trost in der Gesellschaft christlicher Engel. Meine Schwester Juliet suchte in englischsprachigen Romanen nach ihrer Identität, und ich fing an, das Recht der See zu studieren, um herauszufinden, wie ich sie überwinden und dieses dunkle Land verlassen könnte.

Auf der Rückfahrt bergab nach Batumi holperte unser kleiner Bus heldenhaft durch die Furchen, vorbei an den Quellen, die ihr Wasser auf die Straße sprudeln ließen. Der Fahrer hatte sein Radio laut gestellt, und Großmütter mit Badelaken und Picknickkörben auf dem Schoß lauschten mit spitzen Lippen der blechernen Stimme von Gloria Gaynor und ihrem Lied »I Will Survive«.

Aber vor uns war eine Straßensperre. Eine kleine Gruppe

von schwarz gekleideten Männern winkte uns an den Straßenrand, genauso langsam und träge, wie ein Löwe in einer Natursendung eine Antilope angreift. Der Fahrer hätte geradewegs durchfahren sollen, aber stattdessen bremste er und hielt an. Die Frau neben mir seufzte und schob ihre Tasche auf dem Schoß zurecht. Die Straßenarbeiter rissen die Türen auf und kletterten die Stufen herauf in den Bus. »Nicht schon wieder!«, sagte ich. Sie schrien den Fahrer an, er solle das Radio leiser stellen, und dann zogen sie Handgranaten aus den Taschen.

»Die sind aber klein«, sagte der Fahrer.

Sie befahlen ihm, in den Wald zu fahren.

»In welchem Wald?«, fragte der Fahrer und hob verzweifelt die Hände. »Hier ist überall Wald.«

Sie zeigten auf eine kleine Wiese hinter ein paar Bäumen und sagten, er solle dort parken. Auf der Lichtung mussten wir aussteigen und alles ausziehen, sogar unsere Socken. Ich hockte auf der Wiese und hielt meine letzten zwölf Lari in der Hand. Meine letzte Gehaltszahlung lag eine Weile zurück, und ich wusste, wenn sie zu mir kämen, würden sie sagen: »Was? Ein erwachsener Mann hat nur zwölf Lari?« Das wusste ich, weil ich in diesem Jahr nun schon zum dritten Mal in einem öffentlichen Verkehrsmittel ausgeraubt wurde und weil es immer gleich lief. Da ich nicht die Statur meines besten Freundes Malchasi habe, der mal als Leibwächter für den Bürgermeister gearbeitet hat und jemandem ein Fahrrad um den Hals wickeln kann, flüsterte ich dem Mann neben mir zu, ich hätte nur zwölf Lari. Er gab mir einen seiner Zwanzig-Lari-Scheine.

Ich bemühte mich, den Mund zu halten, als sie zu mir kamen, und blickte einfach starr zu Boden und auf die kleinen Bergkräuter, die aus dem zertrampelten Gras zu meinen Fü-

ßen ragten. Ich wollte sie nicht in Versuchung führen, mir meine Goldzähne zu ziehen.

Als die Räuber allen ihr Geld abgenommen hatten, bedankten sie sich bei uns. Der älteste zuckte zerknirscht die Achseln und sagte: »Meine Mutter ist krank. Ich brauche das Geld, um ihre Stromrechnung zu bezahlen.« Ein anderer schob die Hand in die Tasche und gab den Frauen ein paar Lari zurück. »Nehmt das«, sagte er und tätschelte ihnen die Hände. Dann stiegen sie in den Bus und fuhren weg.

Ich zog meine schwarze Hose wieder an, meine Socken, mein Hemd und meine Wolljacke.

»Das ist dieses neue Robin-Hood-Phänomen«, sagte jemand. »Man stiehlt es den Männern und gibt es den Frauen.«

»Das war die Polizei«, spekulierte ein anderer.

Ich wischte mir mit einem Büschel Gras den Lehm von den Schuhen und zündete mir eine Parliament-Zigarette an. Gerade als meine Nervosität nachließ – *scheni deda!* Deine Mutter! Es war die falsche Packung gewesen, die mit den Scherzzigaretten, und sie zerknallte vor meinem Gesicht und riss mich in die explosive Gegenwart zurück, in die Welt des georgischen Mannes und seiner Lust am Feuerwerks-Gewehrknall.

Damit will ich nicht andeuten, dass in Georgien ständig Gewehre knallten. Es stimmt, man kannte uns als die Kugelfuß-Generation, seit wir im Bürgerkrieg mit Abchasien in den Neunzigern die Kugeln mit den Schuhsohlen abwehren mussten. Aber wir hatten niemals Ähnlichkeit mit diesen Dandy-Gangstern oder mit den amerikanischen Motorradhelden in ihren Lederjacken. Wir fuhren nicht Motorrad. Wir fuhren nicht mal Fahrrad. Wir waren keine Nomaden. Wir sahen uns, wie meine Schwester Juliet wohl sagen würde, lieber als »ein *richtiges* Land mit klassischen Banditen«.

Ich hatte diese Banditen-Mentalität allmählich satt. Es wurde Zeit, jemanden um Hilfe zu bitten. Wir brauchten einen ausländischen, gutmütigen, gesetzestreuen Polizisten, der hier einschreiten konnte, einen von diesen gesunden amerikanischen Cops, die auf dem Pferd herumritten, einen, der in den Bürgern ein Gefühl von Würde weckte.

Deshalb ging ich, als ich vom Berg heruntergewandert war, nicht an den Strand, sondern in das Sonnenschirmcafé am Strandboulevard und bat um Hilfe.

Hillary, ich will versuchen, Ihnen mehr über mich zu schreiben. Ich bin natürlich keine so interessante Person wie Sie, aber trotzdem will ich etwas schreiben. Ich liebe Tiere, besonders Fische. Einmal hatte ich einen Fisch, den ich Billclinton nannte, aber leider hat er etwas Giftiges gegessen, und damit war sein Leben zu Ende. Und wie ist es mit Ihnen? Mögen Sie Tiere, oder haben Sie ein Haustier? Wir haben einen kleinen Garten zu Hause, aber vor allem liebe ich Kakteen.

Ich bin Seerechtsanwalt, aber für mich persönlich ist es ein sehr langweiliges Leben. Die Chefs sind alle alte Kommunisten, und es ist ein unglückseliger Umstand, dass die Gesetze unseres Landes erst geändert werden können, wenn sie alle tot sind.

Jetzt zu einer wichtigen Information über meine Vorfahren. Haben Sie schon von Buffalo Bill's Wild West gehört? Mein Urgroßvater aus meinem Dorf in Gurien ging mit Fürst Iwane Macharadse nach Iowa und machte die Cowboys mit traditionellen Reitkunststücken bekannt. Die Leute hielten sie für Kosaken, aber in Wirklichkeit waren sie Gurier aus meinem Dorf. Sie konnten drei Pferde gleichzeitig reiten und dabei auf dem Kopf

stehen. Sie waren so geschickt, dass sie zu Pferde keinen Selbstmord begehen konnten, selbst wenn sie es wollten. Das ging nur auf festem Boden.

Zu Sowjetzeiten hat die Regierung verboten, amerikanische Cowboy-Filme im Fernsehen zu zeigen. Aber manchmal, an kirchlichen Feiertagen, wurden sie doch gesendet. Da wir ein so irrwitzig religiöses Volk sind, hat die Sowjetregierung sich diese List ausgedacht, um uns dazu zu bringen, dass wir zu Hause blieben und uns verbotene Filme anschauten, statt in die Kirche zu gehen. Mein Großvater schaute sich diese Filme an – Die glorreichen Sieben, Ringo – und versuchte die ganze Zeit, dabei seine Verwandten zu entdecken.

Wenn mein Großvater einen Cowboy-Film gesehen hatte, sagte er immer: »Die einzige Hoffnung ist der Cowboy!« Er begann, den Cowboy zu imitieren: Er trug einen Strohhut, saß auf dem Balkon und zupfte auf einer mit Saiten bespannten Kokosnuss.

Er bestand darauf, dass mein Vater mich Slims taufte, nach Slim Sherman, nach der Legende aus Am Fuß der blauen Berge. Sie sehen also, Hillary, auch wenn ich von einer uralten poetischen Kultur abstamme, bin ich doch ein Cowboy, und ich komme aus einer Cowboy-Familie. Ein echter Amerikaner wie Giorgi Bush.

Slims Achmed sieht vielleicht aus wie eine Islam-Cowboy-Namenskombination, aber in Wirklichkeit ist es ein Name aus dem 19. Jahrhundert, der den gleichen inbrünstigen Traum Georgiens von der Unabhängigkeit von Russland verkörpert, den auch die Dichter Nikolos Barataschwili und Akaki Zereteli im 19. Jahrhundert zum Ausdruck brachten. Aber keine Sorge, Hillary. Wenn Sie keine georgischen Dichter kennen, ist das normal.

Der muslimische Teil, die Achmed-Hälfte, wird im Rachen ausgesprochen, am Zäpfchen: Ach-med. Das schmeckt wie Wahrheit, wie die Stimme eines gurischen Frosches. Tatsächlich schmeckt es wie die Liebe. Hillary, ich weiß, dass der englische Satz I love you einen wunder-schöner Klang hat. Und auch der französische. Je t'aime. Wiederum. Wunderschön. Vielleicht werden Sie unseren georgischen Ausdruck für die Liebe nicht so schön finden: me schen mikwarchar. Ja. Das ist nicht so schön.

Aber, meine liebe Hillary, mein Großvater dachte nicht an die Liebe, als er mir meinen Namen gab. Er dachte an seinen Freund Achmed aus dem muslimischen Dorf auf der anderen Seite des Flusses. Achmed stahl immer unsere Schweine, um zu verhindern, dass wir das Schweinefleisch aßen. Mein Großvater hoffte, wenn er mich auf den Namen Achmed taufte, würde das muslimische Dorf aufhören, unsere Schweine zu klauen. Außerdem wollte er Frieden mit den Türken schließen. Wenn wir Frieden mit den Türken hätten, könnten wir uns von den Russen befreien. Er meinte: »Wenn die Engländer uns kolonisieren, wird Juliet (das ist meine Schwester) mit ihrem englischen Namen überleben. Wenn wir unsere Unabhängigkeit zurückgewinnen, wird es Suka (meinem Bruder) mit seinem georgischen Namen gut gehen. Und wenn die Amerikaner oder die Türken einmarschieren, wird Slims Achmed davonkommen.«

Jetzt möchte ich Ihnen eine sehr wichtige Frage stellen: Haben Sie den Film Jesus Christ Superstar gesehen? Kennen Sie den Titelsong »Was interessiert euch das Morgen, lebt lieber im Heute«?! (!) So leben wir schon sehr lange, vielleicht schon seit fünfzehn Jahrhunderten, und ich glaube nicht, dass es ein besonders guter Rat ist. Wir ha-

*ben uns von Russland befreit, und jetzt strecken wir die
Hand aus und warten darauf, dass uns jemand aufhilft.*

*Mit Respekt für Ihre Art
Slims Achmed Makaschwili*

Christina Nichol, 1970 geboren in San Francisco, studierte Literaturwissenschaften an der University of Florida und der University of Oregon. Sie hat u. a. als Drehbuchautorin für Dokumentarfilme gearbeitet und in zahlreichen Ländern der Welt Englisch unterrichtet, u. a. in Indien, Südkorea, Russland, Kosovo, Kasachstan, Kirgisistan – und natürlich in Georgien. *Im Himmel gibt es Coca-Cola* ist ihr erster Roman.

Rainer Schmidt, geboren 1951 in Mülheim/Ruhr, lebt als Übersetzer aus dem Englischen in Hamburg und Essen. Unter anderen übertrug er Romane von Frederick Forsyth, Mo Hayder, Justin Cronin und Donna Tartt ins Deutsche. Für **mare** übersetzte er zuletzt *In guten Kreisen* von Amber Dermont (2014).